



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Paul Heyses Roaman der Stiftsdame.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Testaccio und der Pyramide des Cestius statt. An der Spitze der vollzählig erschienenen deutschen Kolonie war der deutsche Botschafter von Keudell, an der der Italiener der Generaldirektor der Ausgrabungen Fiorelli anwesend. Es war einer der sonnigen Tage, wie sie der Vorfrühling in Rom mit sich bringt: die ersten Vogelstimmen ließen sich hören. Einfach und würdig, ganz im Sinne des Verstorbenen, der allem äußerlichen Gepränge abhold war, verlief die ernste Feier. Auf die Rede des Geistlichen folgten Abschiedsworte des Professor Michaelis, der als Vertreter der Zentraldirektion des Instituts aus Straßburg hierhergekommen war, voll von dankbarer Anerkennung und herzlicher Freundes-treue. Im Namen der jüngern Generation legte Ferdinand Dümmler, Privatdozent in Gießen, einen Lorbeerkranz auf das Grab. Die schönen menschlichen Eigenschaften des Verstorbenen, seine Freundlichkeit und stete Bereitwilligkeit, zu fördern, seine Gastlichkeit gaben dem Sprechenden warme, empfundene Worte ein. Im Namen der Italiener sprach Professor Gatti, den langjährige Freundschaft und gemeinsame Arbeit mit Henzen verbanden. Seine melodische Rede, in klassische Formen gegossen, glich einem antiken Panegyrikos. Am Schlusse verkündete er vor den Versammelten, daß der Senat von Rom einstimmig beschlossen habe, eine Büste Henzens auf dem Kapitol im Saale der Konsular-fasten zu errichten, eine Ehre, die bisher nur wenigen Deutschen widerfahren ist. An Henzens offenem Grabe wurde auch das Versprechen gegeben, daß die Italiener, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, auch fernerhin treu zum deutschen Institut halten würden.

Endlich fand am 11. Februar eine außerordentliche Sitzung des Instituts statt, in welcher G. B. de Rossi und W. Helbig, der zweite Sekretär des Instituts, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in längern Reden Henzens Verdienste um die Wissenschaft darstellten.

Rom.

P. Hartwig.



## Paul Heyfes Roman der Stiftsdame.



enen, die nach einer Theorie der Dichtungsformen streben, wird gleich der Titel des neuesten Werkes von Paul Heyse\*) Stoff zum Nachdenken geben. Er nennt seine Erzählung, die in Wahrheit nichts als eine erweiterte Novelle ist, zu gleicher Zeit Roman und Lebensgeschichte. Offenbar soll die zweite Benennung die erste beschränken, erläutern. Denn das Wort Roman wird von Heyse hier nur in dem populären Sinne gebraucht, wonach eine jede Dame ihren Roman, das

\*) Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Von Paul Heyse. Berlin, Herz, 1887. Fünfte Auflage.

heißt ihre Liebesgeschichte, gehabt haben muß. Weil aber Heyse einmal die Novelle als die epische Darstellung einer einzigen und möglichst absonderlichen, originellen Handlung definiert hat, bei der es auf die Charakterentwicklung nur insoweit ankomme, als es das Verständnis der Handlung erfordere, bei der es ferner nicht am Platze sei, das ganze Leben der Helden von der Wiege bis zum Grabe vorzuführen, darum bezeichnete er den Roman der Stiftsdame als eine Lebensgeschichte. Es wird hier eine Biographie geboten, ohne daß, wie es der eigentliche Roman fordert, ein historisch bestimmter Zustand der Gesellschaft zugleich ausführlich geschildert würde. Andre Meister der Novelle, z. B. Theodor Storm, die sich nicht an die Heyse'sche Definition dieser Kunstform halten, hätten auch diese Geschichte getrost mit dem geläufigen Namen der Novelle überschrieben, und es war müßig, hier von einer neuen Form zu sprechen. Freilich hätte Storm sich auch kürzer gefaßt, nur die entscheidenden Szenen vorgeführt, nicht alles in gleichmäßiger Ausführlichkeit geschildert, so fesselnd auch die Heyse'sche Prosa unter allen Umständen ist.

Es ist eine geistreich erfundene und kunstvoll erzählte Geschichte, die uns Heyse in seinem Roman der Stiftsdame bietet. Die Handlung hätte uns noch tragischer erschüttern, noch mächtiger hinreißen können, denn sie ist die Äußerung einer energievollen Natur und würde einen andern Erzähler sogar leicht zu pathetischer Darstellung verführen. Aber der Dichter hat es diesmal vorgezogen, seine Geschichte in die süße Wehmut der Resignation zu tauchen, aus der Erinnerung des schmerzlich beteiligten zu sprechen, gleichsam bei gedämpftem Lichte zu malen. So ist uns denn beim Lesen immer, als wenn wir im Halbdunkel jener alten poetischen Kapelle säßen, in welcher der Verfasser zuerst die Bekanntschaft seiner Stiftsdame und jenes Gewährsmannes gemacht haben will, dem er die Erzählung in den Mund legt. Und auch dieser Vergleich fällt uns nicht zufällig ein: die Religion, freilich nicht im kirchlich-dogmatischen Sinne, sondern im Sinne Schleiermachers und des Pietismus, als Gefühlselement, spielt in dieser Lebensgeschichte eine bedeutende Rolle, die Handlung der Stiftsdame ist überhaupt nur von hier aus zu verstehen. Das macht diese Dichtung zu einem tief innerlichen, den neueren realistischen Romanen entgegengesetzten Werke. Alles Leben, alle gährende Leidenschaft ist unter den glatten Wogen der in klassischer Ruhe sanft dahinfließenden Prosa Heyse's verborgen. Es stimmt auch sehr wohl dazu, daß meist über die Stiftsdame reflektirt wird, und daß auch sie selbst sich mehr durch Reflexion als durch Handlung erläutert, wenn auch die Plastik der Gestalt darunter leidet.

Die Darstellung ist in der jetzt nur allzusehr in die Mode gekommenen Ichform gehalten, und diese schwierige Form wird von Heyse in einer kleinen Erzählung als Einleitung motivirt. Im Juni des Jahres 1864, erzählt er, sei er in ein weltentlegenes, schläfriges Städtchen der Mark Brandenburg geraten. Er wollte dort einen Freund besuchen; der war nicht zu Hause, und so

mußte er einige Tage in dem Städtchen verweilen, um ihn zu erwarten. Auf einem seiner Spaziergänge kam er zu einer kleinen, alten, offenbar unbenutzten Kapelle, die ihn poetisch anmutete. Als er näher trat, sah er im Innern derselben die Leiche einer schönen Frau aufgebahrt, welche von der sie bewachenden alten Spittelfrau kurzweg als die der „Stiftsdame“ bezeichnet wurde; die taube Alte setzte die Kenntnis dieser Stiftsdame bei aller Welt voraus. Bald war der Fremde Zeuge eines feierlichen Leichenbegängnisses, woran sich das ganze Städtchen beteiligte. Hier, wie schon früher bei der stillen Kapelle, fiel ihm besonders die Gestalt eines älteren, wohlgebildeten Mannes auf, dessen Trauer wohl auf ein näheres Verhältnis zu der toten Stiftsdame hindeutete. Da Heyse als Fremder nirgends anders sich Auskunft holen konnte, ergriff er die erste Gelegenheit, da er kurz nach der Leichenfeier diesen Mann einsam trauernd in einer Allee fand, ihn selbst um eine Erklärung der allgemeinen Trauer artig zu bitten. Allein wie verletzt von der profanen Neugier der Welt, zog sich der Mann auf die ersten Worte des Fremden rasch zurück und ließ ihn in peinlicher Verlegenheit stehen. Schlecht gelaunt reiste Heyse, ohne den gesuchten Freund gesehen und ohne die Erklärung seines Rätsels gefunden zu haben, noch an demselben Tage aus dem märkischen Neste ab.

Ein Jahr verging über diesem peinlichen Vorfall, da erhielt der Dichter in seinem gewöhnlichen Wohnort ein umfangreiches Manuskript mit einem langen Briefe aus der Feder eben jenes in seiner Trauer gestörten Mannes, der sich Johannes Theodor Weißbrodt nannte und sich als ehemaligen Kandidaten der Theologie, nunmehr Oberlehrer in jener märkischen Stadt, bezeichnete. Nach einer Bitte um Entschuldigung wegen seines Benehmens dem Fremden gegenüber, teilte er dem berühmten Schriftsteller, den er schon seit langem kannte, die Geschichte der Stiftsdame und seiner selbst, die davon nicht zu trennen sei, als interessanten Novellenstoff in anspruchsloser Weise mit. Nur die eine Bedingung knüpfte er an sein Geschenk, daß die Geschichte nicht vor seinem Tode veröffentlicht werde. Über das Manuskript möge der Dichter im übrigen frei verfügen. Nach zwanzig Jahren erhielt Heyse die Nachricht von dem Tode des seltsamen Kandidaten der Theologie, und da ihm die Geschichte der Veröffentlichung würdig erschien, so besorgte er dieselbe, ohne das anvertraute Manuskript zu überarbeiten, in der Form, wie sie der Kandidat selbst niedergeschrieben hatte.

Wahrscheinlich hat die Erfahrung selbst dem Dichter die Anregung zu dieser Erfindung gegeben: es mögen ihm viele enthusiastische Leser seiner Novellen ihre Lebensgeschichte gebeichtet haben, die sie einer novellistischen Verewigung für würdig hielten; meist dürften sie damit nur für die Bereicherung seines Papierforbes gesorgt haben. Allein die Art, wie sich Heyse, so taktvoll es im übrigen geschieht, als berühmten Schriftsteller einführt, dem seines literarischen Ruhmes wegen das Vertrauen der Welt in den Schoß fällt, dürfte doch Bedenken erregen. Man wird vielleicht bloß vom Standpunkte des guten

Geschmacks über diese Art, sich selbst in die Geschichte einzuführen, den Kopf schütteln; weder der jüngere Heyse, der in seinem „Letzten Centaur“ sich selbst gar meisterlich und poetisch in die Handlung einführte, noch ein anderer Dichter haben eine solche Reflexion auf den eignen literarischen Ruhm, der ja zweifellos und zu Recht besteht, gewagt. Und dennoch, überschaut man die ganze Geschichte der Stiftsdame, so wird man ein feines künstlerisches Motiv selbst in diesem Wagnis Heyse's nicht verkennen können. Denn man wird dann zugehen müssen, daß der Herr Johannes Weißbrodt mit seiner bis ans Lebensende unausgereiften Sänglingsseele, welche wieder eine Bedingung für die Handlung des ganzen Romans ist, nicht besser eingeführt werden konnte, als durch das hastige Davonlaufen bei der Begegnung mit dem fremden Manne und durch den nachhinkenden Entschuldigungsbrief samt der ausführlichen Beichte, nachdem er erfahren hat, wer eigentlich jener Fremde gewesen sei. Diese Erkenntnis des künstlerischen Zusammenhanges rückt Heyse's Wagnis in ein humoristisch versöhnendes Licht, wenn auch der Humor des Falles nicht ausdrücklich betont wird. Und nun zur eigentlichen Geschichte.

Johannes Weißbrodt war der Sohn eines höhern angesehenen Geistlichen in Berlin und studierte auch Theologie. Es geschah dies zu Anfang der vierziger Jahre, und er hatte sich der orthodoxen Richtung angeschlossen, welche damals gegen die historisch-kritische Schule stritt. Er war ein gutmütiger, aber auch sehr eitler junger Mensch. Auf seine scholastische Gelehrsamkeit, auf seine Disputirkunst that er sich viel zugute und hoffte jedenfalls ein großes Kirchenlicht zu werden. Schon jetzt hatte er großen Respekt vor sich selbst, er trug ein würdevolles Äußere zur Schau, und das lange Haar war in wohlgepflegtem Christusscheitel hinter die Ohren gestrichen. Als absolvirter Kandidat und ohne Vermögen nahm er eine Hofmeisterstelle bei einem Rittergutsbesitzer in der Mark an. Mit dieser Stelle war die Aussicht auf das Pastorat des Gutes verbunden, welches bei dem hohen Alter des noch im Amte stehenden, überdies kränklichen Pastors bald erledigt sein sollte. In dieser Stellung als Hofmeister der zwei Kinder des Barons Achaz \*\*\* lernte Johannes das Stiftsfräulein Luise, die Nichte desselben, kennen. Sie war eine Waise, im Alter von vierundzwanzig Jahren, der Baron war ihr Vormund. Aber sie lebte mit ihm in keinem guten Einvernehmen. Baron Achaz trug äußerlich die ganze Würde des Adlichen zur Schau, war aber nichts weniger als ein edler Mann. Seine Frömmigkeit war Heuchelei, seine Reden waren hohle Phrasen. Unter den Augen der eignen Frau, der Mutter seiner halberwachsenen Kinder, die ihm, dem verarmten Offizier, das reiche Heiratsgut ins Haus gebracht hatte, hielt er sich in einer schlauen Französin, Fräulein Suzon, eine sogenannte Gesellschafterin; denn die seelensgute Baronin war durch schwere körperliche Gebrechen nicht imstande, sich zu bewegen. Und nur der rastlosen Thätigkeit seines Bruders Joachim hatte es der Baron überhaupt zu danken, daß die Gutswirtschaft im

Gänge blieb. Onkel Joachim hatte als echter Aristokrat auch das entwickelte Familiengefühl, welches den einen Bruder für die Fehler des andern einzustehen verpflichtet. In solcher Umgebung war Luise nicht glücklich. Sie hatte früh gelernt, die Vorurteile und den eingebildeten Hochmut der Aristokraten zu verachten. Der eigne Vormund hatte sie einmal mit Liebesanträgen belästigt, seine Frivolität, seine Heuchelei, seine Rohheit empfand sie aufs schmerzlichste. Nur der Tante und dem vertrauten Onkel Joachim zuliebe hielt sie aus. Auch sie hatte das starke Familiengefühl des Adels geerbt. Aber ganz eigen, nicht gerade ererbt (und es ist dies von Heyse mit Bedacht und Einsicht so erfunden) war ihr ein starker religiöser Sinn. „In diesen bitteren Jahren (des Aufenthaltes im Schlosse) — sagt sie später einmal — habe ich gelernt, daß der Mensch keine andre Quelle der Kraft und des Friedens hat als sein Gewissen und seine Wahrheitsliebe und den stillen Verkehr mit seinem Gott, der uns freilich nur antwortet, wenn wir ihm nicht viel vorplappern, sondern in der tiefsten Stille auf ihn horchen.“ Diese ihre tiefe Religiosität äußerte sich in bescheidener Verborgenheit, so wenn sie z. B. einem armen alten Weibe, der Mutter Lieschen, die samt ihrem Hunde schwer an einem Karren zog, mit den eignen jungen Händen nachhalf, die bei solchen Liebesdiensten allerdings mit der Zeit größer wurden, als es bei den feinen Damen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Auf den jungen Johannes machte das Stiftsfräulein gleich beim ersten Anblick einen großen Eindruck. Freilich war sie die schönste des kleinen Kreises; aber die ungesuchte Würde, die sie umgab, eine Würde, die er als künftiges Kirchenlicht für sein Teil vergeblich anstrebte, imponierte ihm. Die geflüsterte Gleichgiltigkeit, mit der sie über seinen wohlgepflegten Christusscheitel hinweg sah, reizte den jungen Theologen noch mehr. Sein Zimmer lag in demselben Schloßflügel ein Stockwerk über dem ihrigen, und an schönen Sommerabenden, wo die Nachtigallen im Schloßpark schmelzend schlugen, hörte er ihre samtweiche Altstimme Arien von Gluck singen und ward von dem musikalischen Wohlklang dieses Gesanges entzückt. Denn das einzig unverdorrene an ihm waren noch seine musikalischen Kenntnisse, er war ein begabter Orgelspieler. Natürlich reizte es den guten Nazarener, die nähere Bekanntschaft des verschlossenen Stiftsfräuleins zu machen. Er sollte bald Gelegenheit dazu finden. Er hatte an Stelle des kranken Pastors seine erste Predigt gehalten. Er hatte über den Text gesprochen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt,“ und seine Predigt hatte sich zu einer ebenso geschmacklosen, als unchristlichen Verherrlichung des Adels gestaltet: die Begüterten wären die Auserwählten, die Armen die Berufenen. Niemand als der Baron Achaz war natürlich von dieser seltsamen Predigt erbaut. Der junge Kandidat hatte aber in seiner Eitelkeit das Bedürfnis, die Meinungen der Zuhörer zu erfahren, und so machte er sich gleich an demselben Sonntag Nachmittag an das Stiftsfräulein, das er im Park spazierend traf.

„Sie waren heute auch in der Kirche, gnädiges Fräulein, fing ich endlich an. — Ich mußte endlich etwas über meine Predigt hören. »Ja, erwiderte sie und sah dabei ruhig auf die frischen Beete zur Seite. Aber ich werde nicht wieder hingehen, wenn Sie predigen.« Aus welchem Grunde? »Weil ich mir meinen lieben Gott nicht von Ihnen verderben lassen will.« Das war mir nun doch zu stark. Ich blieb stehen, wie wenn mir eine blindgeladene Pistole dicht vor der Nase abgefeuert worden wäre. Erlauben Sie mir, zu fragen, sagte ich, indem ich mich überlegen zu lächeln bemühte, worin sich Ihr lieber Gott von dem unterscheidet, den wir alle und auch ich in unsrer heutigen Sonntagfeier angebetet haben. »O, erwiderte sie mit einem leichten Zucken um den Mund, das ich trotz meiner sittlichen Entrüstung über ihre Geringschätzung sehr reizend fand — wenn Sie es denn wissen wollen: Sie haben sich einen lieben Gott zurecht gemacht, der im Himmel ungefähr so regiert, wie ein aristokratischer Kirchenpatron auf seinem Rittergut. Wenn hier Erntekranz ist und die Bauern in den Schloßhof kommen, um der Gutsheerrschaft ein Hoch auszubringen, stellen sie sich ungefähr so auf der Rampe auf, wie in Ihrer Phantasie die Menschheit auf den Stufen jener Treppe: der Schulze obenan, und dann die Dorfleute je nach ihrem Vermögen und Viehbestand abgestuft, und ganz untenan Mutter Lieschen, die nur eine schlechte Hütte besitzt, einen Hund und eine Ziege, aber doch einen gnädigen Blick erhält, weil Sie, wie Sie meinen, arm an Geist ist. Für gewisse Ohren mag das eine ganz vortreffliche Prophezeiung auf den jüngsten Tag geworden sein. In Gottes Ohr wird es anders geklungen haben.« Also erkennen Sie eine stufenweise Entwicklung aller sterblichen Geschöpfe nicht an? »Natürlich! Wer sollte sie leugnen? Nur daß sich das Bild der armen Menschheit vor den allsehenden Augen Gottes doch wohl anders ausnimmt, als durch die Brille unsrer hochmütigen Vorurteile. Wenn es eine solche Treppe giebt, die bis zum Himmelsthor reicht, möchte Mutter Lieschen vielleicht auf der obersten Stufe stehen und gewiß andre, denen Sie ein so schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt haben, ganz unten.«“

Die Sicherheit, mit der das Stiftsfräulein hier vom lieben Gott spricht, ist für ihr Wesen sehr bezeichnend. Dies klare Bewußtsein von dem, was dem lieben Gott recht ist, leitet alle ihre Handlungen. Und einzig diesem religiös-schöpferischen Charakter zuliebe hat Heyse die launige Gestalt des schülerhaften Kandidaten der Theologie eingeführt; durch die Kontrastirung dieser zwei religiösen Anschauungen wurde die edle Mystik Luise's klar.

Die nächste Folge dieses Gespräches war die, daß Johannes sich bekehrte: er legte seinen geistlichen Hochmut ab, schnitt sich die langen Haare kurz, die Abteilung des Scheitels wurde von der Mitte des Kopfes auf die Seite, dem Ohre zu geschoben, die scholastische Theologie wurde beseitigt, und schon nach zwei Wochen (freilich unwahrscheinlich schnell) predigte er zur Zufriedenheit des Stiftsfräuleins. Das alles hatte die Liebe gethan. Luise hatte ihn inzwischen

einmal begeistert auf der Orgel spielen hören und dadurch Interesse für ihn gewonnen. Sie blieb nicht mehr so streng abweisend gegen ihn, und es bildete sich allmählich ein vertraulicher Verkehr zwischen ihr, Onkel Joachim und dem Kandidaten. Da geschah etwas, was diese Idylle plötzlich zerstörte.

Luisen wurde der Aufenthalt im Hause ihres frivolen und heuchlerischen Vormundes täglich unerträglich. Er wollte sie schließlich zur Ehe mit einem ungeliebten Vetter Kasimir, einem geschwägigen Becken, zwingen, wogegen sie sich mit all ihrer Energie zur Wehre setzte. Eines Tages kam eine wandernde Schauspielertruppe durch das Dorf des Gutsherrn; es war die Truppe eines im besten Rufe stehenden Schauspielers Konstantin Spielberg. Luise hatte diesen Spielberg schon im Berliner Schauspielhause auftreten sehen. Sie war sogar in persönliche Beziehung zu ihm geraten, da sie und Onkel Joachim sich in demselben Gasthose aufgehalten hatten, wo Spielberg wohnte, und ihn bei der Wirtstafel häufig getroffen hatte. Luise war damals in kindlichem Enthusiasmus für den Schauspieler erglüht, der dreist genug war, der jungen Baronin brieflich einen Heiratsantrag ins Haus zu schicken. Luise hatte nicht den Menschen vom Künstler trennen können, und es war nur der schleunig durch Onkel Joachim bewerkstelligten Abreise zu danken gewesen, daß es nicht schon damals zu einer Katastrophe kam. Seitdem waren allerdings vier Jahre vergangen, aber Luise hatte für die Schauspielkunst immer eine besondere Sympathie behalten. Nun kam Spielberg als Direktor einer Wandertruppe durchs Dorf. Unterwegs war eine der mitwirkenden Frauen erkrankt, und er suchte beim Gutsherrn, der die Polizeigewalt inne hatte, um die Erlaubnis nach, die Nacht mit seiner Truppe im Dorf verbringen zu dürfen. Aber der muckerische Baron Achaz verweigerte dem Schauspieler diese Erlaubnis, für seinen frommen Sinn gab es keine menschliche Barmherzigkeit mit dem Schauspielervolk. Es kam zu einer erregten Szene, die durch die Fürbitte der hinzutretenden Luise, ihre Parteinahme für den fremden, nicht eben bescheiden auftretenden Mann nur noch erregter wurde. Der abgewiesene Freier Luisens ließ sich vom Zorn zu einem Hieb mit der Reitpeitsche nach dem Schauspieler hinreißen, Spielberg fing ihn noch rechtzeitig mit der vorgestreckten Hand auf. „Glender! hörte man die schneidende Stimme des Junkers, das — das — erfrechst du dich, mir ins Gesicht — Aber er konnte nicht weiter reden. Denn ohne daß irgend einer ihre Annäherung bemerkt hätte, stand das Stiftsfräulein plötzlich hochaufgerichtet zwischen den wutentbrannten Gegnern. Zurück! herrschte sie dem Junker zu. Nur das eine Wort, aber in einem Tone, der selbst ihm in Mark und Bein dringen mußte. Denn ich sah, wie er kreideweiß wurde, ein paar ohnmächtige Worte stammelte und den Kopf zwischen die Schultern zog. Sie aber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, trat auf den so schände behandelten Fremden zu, ergriff seine schlaff herabhängende Hand, auf der ein dunkelroter Streifen sichtbar geworden war, und sich zu ihr herabneigend, drückte sie einen raschen

Ruß darauf. Dann sagte sie mit lauter, aber von innerer Empörung bebender Stimme: Vergeben Sie diesem armen Menschen, er weiß nicht, was er thut. Und nun schütteln Sie den Staub dieses Hauses von Ihren Schuhen. Sie werden noch von mir hören."

Und sie hielt ihr Wort. Denn nach diesem Auftritte war natürlich ihres Bleibens im Schlosse nicht mehr. Sie entfernte sich heimlich von den Ihrigen, nicht ohne zuvor den guten Johannes zum unbewußten Beförderer ihres Planes gemacht zu haben. Sie eilte der Schauspielertruppe nach, zu Konstantin Spielberg, der sich mit Freuden dem schönen Stiftsfräulein antrauen ließ. Baron Achab mußte aus Familienrücksichten von einer öffentlichen Verfolgung der Entflohenen absehen; sie blieb auch ferner unbehelligt. So entstand die in echt Heyfische Ironie getauchte Geschichte, daß eine Pietistin einem Schauspieler nachläuft; Heyse hat aber diese Ironie kaum betont. Auch Herr Johannes verließ bald das Schloß; er infolge eines frivolen Intriguenspieles, das man mit ihm spielte, und das wir hier übergehen können. Nach einiger unfreiwilligen Muße in Berlin, wo der einst überfromme der neuen Theaterleidenschaft huldigte, literarische Studien trieb, ja sich sogar mit der Abfassung einer Tragödie „Julian der Apostat“ beschäftigte, ging er auf eine neue Hofmeisterstelle in der Provinz. Er traf es da glücklich, er war mit seinem Prinzipal und seinen Schülern, und diese waren mit ihm zufrieden. Im Verkehr mit dem freisinnigen Pastor des Ortes wurde Johannes in die Schriften der Tübinger Schule eingeführt und befand sich ganz wohl dabei. Aber mit seinem theologischen Berufe war er innerlich zerfallen; eine Gelegenheit, gut zu heiraten, mit der Aussicht auf ein baldiges Pastorat, ließ er unbenutzt vorübergehen. Sein Herz hing unwandelbar an der einen, die ihn wenig glimpflich behandelt hatte, und zu der er aufschauen mußte. Die Hoffnung, dieser Einzigen noch wieder zu begegnen, gab er indessen nie auf. Er behielt immer in Erinnerung, was Onkel Joachim zu ihm kurz nach der Flucht des Stiftsfräuleins in seinem geliebten Platt gesagt hatte: „Kopp in die Höh', un nich geflennt, min Fründ! Wir können das nun einmal nicht ändern, so lassen wir's schlendern. Das aber müssen wir uns immer vorsagen: Was so eine, wie die, auch einmal Dummes thun mag, unterkriegen läßt sie sich darum nicht, sie kann einmal die richtige Fährte verlieren wie Diana, aber sie findet sie schon wieder, davor ist mir nicht bange. Und wenn sie eine harte Schule durchzumachen hat, das Lehrgeld ist nicht an ihr verloren."

Und diese Schule war denn auch hart. Als Johannes die Geliebte nach mehreren Jahren wieder fand — die Schauspielertruppe Spielbergs war in die seinem Aufenthaltsorte nächstgelegene Kreisstadt gekommen, und der Hofmeister war spornstreichs hingeeilt und hatte auch bald seine Stelle dem ersten besten sich bietenden Kollegen überlassen —, da war Luise sehr unglücklich. Sie hatte sich nicht entschließen können, selbst Schauspielerin zu werden, trotz ihrer kunstgeübten Singstimme, aber noch weniger hatte sie sich mit ihrer reinen Seele

in das frivole Treiben der vagirenden Schauspieler finden können. Es blieb immer eine tiefe Kluft zwischen der Direktorin, der man den Titel der Stiftsdame beigelegt hatte, und dem leichten Theatervölllein. Das schlimmste aber war, daß ihre Verehrung Spielbergs sich als auf einer unglückseligen Illusion beruhend erwies. Ihr Gatte war im Leben nichts als ein widerwärtiger, großmäuliger Komödiant. Schmeichelte ihm anfänglich die Liebe des hochadlichen Stiftsfräuleins, so wurde ihm ihre strenge Gefinnung nachgerade eine Last. Selbst die Verdienste, die sie sich durch eine kluge Ökonomie um den Bestand seiner Unternehmungen erwarb, wurden ihm durch ihre Überlegenheit verleidet. Heyse schildert hier sehr anziehend das Treiben dieser wandernden Komödianten, und besonders gelungen ist ihm die Gestalt des auf sein Genie pochenden Direktors. In all dem Unglück hatte Luise an dem einzigen Kinde ihrer verhängnisvollen Ehe den letzten Haltepunkt. Sie liebte diesen Knaben abgöttisch. Als Johannes zu ihr nach den langen Jahren der Trennung kam, gewann er ihre Freundschaft erst wieder durch die Bärtlichkeit, die er für den Knaben bekundete.

Im weiteren Verlaufe der Erzählung fügt es sich, daß Johannes als unbesoldeter „Dramaturg“ oder besser als „Mädchen für alles“ bei der Truppe bleibt; er lebt von seinen Ersparnissen. Das unüberlegte Opfer seiner ganzen Existenz galt der verschwiegen angebeteten Stiftsdame. Sie aber war entschlossen, das Kreuz, welches sie freiwillig auf sich genommen hatte, bis ans Ende zu tragen. Selbst als der Tod des Kindes das allerlegte Band zwischen den beiden unglücklichen Gatten zerriß, hielt Luise aus, bis Spielberg sie durch einen brutalen Komödiantenspaß tödlich beleidigte und unmittelbar darauf mit einer flotten Dame seiner Gesellschaft durchging. In dieser äußersten Not, wo es auch galt, fremden Menschen zu helfen, sang Luise zum erstenmale in einem zu Gunsten ihrer Truppe veranstalteten öffentlichen Konzert. Auch Johannes war aller Unterhaltungsmittel entblößt. Die geliebte Frau wollte aber nichts von einer Verbindung mit ihm wissen und verließ ihn fluchtartig, ohne ihm ihre Pläne zu verraten. Johannes kehrte in seine Geburtsstadt zurück und fand dort ein bescheidenes Unterkommen als Gesanglehrer, bis er nach dem wiedererworbenen Vertrauen seiner Mitbürger in die Oberlehrerstellung der Anstalt aufrückte.

Und wieder vergingen viele Jahre, vielleicht mehr als zehn. Johannes hatte sich auch diesmal bescheiden in sein Schicksal gefügt. Die Mußzeit seines Lehramtes bot ihm hinreichend Gelegenheit zu eigener Fortbildung; er war es zufrieden, ein alter Junggeselle zu bleiben und die Erinnerung an die einst und immer noch selbstlos geliebte schöne Stiftsdame still zu pflegen. Da fand er sie eines schönen Tages im eignen Städtchen: sie lag im Spittel, war übrigens schon auf dem Wege der Genesung, und sie selbst ließ den alten Freund zu sich rufen. Nach jenem Zusammenbruch ihrer Truppe war Luise nach Berlin geeilt, hatte sich

von dort eine Anstellung als Gouvernante oder Gesellschafterin zu verschaffen gewußt, hatte auch Samariterdienste in einem Krankenhause geleistet und schließlich den armen Onkel Joachim in den letzten Wochen vor seinem Tode gepflegt. Dann aber war sie selbst an den Masern erkrankt und da hatte sie sich in jenes Städtchen bringen lassen, von dem sie wußte, daß es den treuen Johannes barg. Sie hatte sich vorerst ins öffentliche Armenhaus aufnehmen lassen, und nur als die Gefahr der Ansteckung vorüber war, ließ sie ihren Freund von ihrer Anwesenheit benachrichtigen. Sie genas aber wieder zur Freude des guten Johannes. Von ihren Plänen, sich wieder durch eigne Arbeit das Dasein zu sichern, brachte sie die Freude ab, welche sie von einem improvisirten Gesang in einer kleinen poetischen Kapelle unter der Orgelbegleitung ihres alten Kandidaten gewonnen hatte. Seitdem lebte sie in dem Städtchen. Sie verblieb im Spittel, die sieben uralten Pfriündnerinnen in demselben schlossen sich ihr dienend an. Um aber dem Freunde nicht zur Last zu fallen, gab sie den Töchtern der ehrenwerten Bürgerchaft Gesangunterricht, und nachgerade wurde die fremd hereingeschneite Stiftsdame zum Liebling der ganzen Bevölkerung. Wohl machte nun Johannes den Versuch, die seit zwanzig Jahren geliebte Frau zur Gattin zu gewinnen, allein sie antwortete ihm: „Warum haben Sie das ausgesprochen, Johannes? Sie sollten mich kennen und wissen, daß ich mit dem Leben abgeschlossen habe. Glauben Sie nicht, daß das Urtheil der Welt mich einschüchtern würde, wenn ich fühlte, daß ich noch jung genug wäre, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Aber ich bin wohl überhaupt nie dazu geschaffen gewesen, mich einem Einzigen so von Herzen hinzugeben, wie eine rechte Frau und Geliebte thun soll. Auch meine unglückliche erste Liebe war eine Täuschung meiner Phantasie. Ich habe alle Talente zur Freundschaft und barmherzigen Schwesterchaft, und mein leidenschaftliches Gefühl war von jeher ein brennendes Mitleid mit der pauvre humanité, wie Mademoiselle Suzon sagte. Aus Mitleid möchten Sie doch wohl nicht geheiratet sein.“ Dann machte sie ihm ernsthaft den Vorschlag, ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft zu heiraten, worüber Johannes denn doch einmal unwirsch wurde. Allein: „Am andern Tage kam ich freilich reu- und demüthig und bat sie, mir mein tückisches Davonlaufen nicht nachzutragen. Sie habe ganz Recht: ich sei leider noch immer ein überspannter junger Mensch, der nach den Sternen greife und darüber auf der Erde zu Falle komme. Da sah sie still vor sich hin und sagte: Das ist das Schwerste und was man [am] spätesten lernt, sich nach der Decke zu strecken, wenn man doch fühlt, daß sie mit uns wächst. Reden wir nicht mehr davon. Ich verstand nicht ganz, was sie meinte. Es sollte mir erst später klar werden.“

Dies geschah, als er nach einiger Zeit an ihrem Sterbebette saß und sie ihm in einem ruhigen Augenblicke zwischen ihren Fieberphantasien gestand: „Ich habe dich getäuscht, als ich dir neulich sagte, ich sei nicht dazu geschaffen, die

Welt nur in einem Einzigen zu sehen. Es kostete mich nicht wenig, denn mein Herz strafte meinen Mund Lügen. Ich wäre sehr glücklich gewesen, hätte ich deine Frau sein dürfen, das wußte ich schon lange, lange, schon seit dem Tage, da du unser Joachimchen, als es müde geworden war, auf den Arm nahmst und nach Hause zurücktrugst. Es hat nicht sein dürfen. Das Kind hab' ich begraben müssen, die Liebe zu diesem Manne auch, ganz tief in meiner Brust."

So herzlich gern wir dem guten Manne dieses Geständnis gönnen, so unwahr erscheint es uns nach allem Vorhergehenden; eine Stiftsdame kann einen solchen braven Mann wohl mit Freundschaft, aber nicht mit Liebe beehren. Seyde dürfte mit diesem letzten Zuge seiner Heldin ein schwaches Zugeständnis an das sogenannte große Publikum gemacht haben.

Elegisch, wie sie eingeleitet wurde, tönt die Lebensgeschichte der Stiftsdame aus, und das Beste an ihr ist dieser mit großer Kunst festgehaltene Ton des Erzählers.

Wien.

Moriz Necker.



## Kunstgeschichtliche Aufsätze von Lübke und Springer.



nde vorigen Jahres haben zwei Männer, die sich, ein jeder nach seiner Weise, um die Förderung der kunstgeschichtlichen Erkenntnis große Verdienste erworben haben, Sammlungen von Aufsätzen herausgegeben, welche zwar die Summe aus einer ernsten, wissenschaftlichen Thätigkeit ziehen, aber doch so gehalten sind, daß sie dem Auffassungsvermögen des gebildeten Laien keine Schwierigkeiten bereiten. \*) Bei Lübke ist das populäre Element stärker betont als bei Springer, was sich aus der äußern Stellung, dem wissenschaftlichen Charakter und dem Entwicklungsgange beider Männer erklärt. Lübkes erstes Auftreten fällt in die Zeit, wo Schnaase und Kugler eben erst angefangen hatten, der Beschäftigung mit Künstlern und Kunstwerken ein wissenschaftliches Gewand umzuhängen, an die Stelle der subjektiv-ästhetisirenden Betrachtungsweise die objektive historisch-kritische zu setzen. Bis dahin war die Kunstgeschichte ein Anhängsel der Ästhetik und mit dieser an Universitäten das Herrschaftsgebiet des Professors der Philosophie gewesen, vorausgesetzt, daß dieser sich für dergleichen Allotria interessirte.

\*) Künstler und Kunstwerke. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze von Wilhelm Lübke. Breslau, S. Schottländer. — Bilder aus der neueren Kunstgeschichte von Anton Springer. Zweite Auflage. Bonn, A. Marcus.